

Drei junge Frauen und ein schlafloser Pfarrer

Über nächtliche Erscheinungen, jugendliche Freiheit und die Kunst, einander Grenzen zu zeigen, ohne sich aus den Augen zu verlieren

Ein nächtlicher Gedankengang von Joachim Cavicchini



Vals im Oktober 2026

Stimmen in der Nacht

Es ist Freitagabend, 23.20 Uhr.

Eigentlich schlafe ich schon. Und das sogar recht gut. Ich bin früh zu Bett gegangen, denn es ist viel los an diesem Wochenende. Da kann es nicht schaden, einmal ordentlich auszuschlafen.

Doch plötzlich höre ich Stimmen. Zunächst nur ganz undeutlich. Irgendwo zwischen Traum und Wirklichkeit. Sind sie real? Träume ich noch? Oder ist das wieder eine jener merkwürdigen Erscheinungen, wie ich sie neulich in der Therme erlebt habe?

Ich lausche. Die Stimmen kommen mir irgendwie bekannt vor. Sie werden lauter. Ich versuche, einzelne Worte zu verstehen. Langsam erwache ich ganz.

Ich kippe das Fenster. Jetzt höre ich sie noch deutlicher. Mehrere Stimmen, offenbar in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Ich wechsle das Zimmer, schaue aus einem anderen Fenster und entdecke endlich den Ursprung meiner nächtlichen Erscheinung.

Drei junge Frauen stehen beim Anschlagbrett unseres Dorfes. Dort, wo die grossen und kleinen Ereignisse von Vals öffentlich bekannt gemacht werden, scheinen sie gerade ein besonders interessantes eigenes Ereignis zu veranstalten.

Sie unterhalten sich. Laut, lebhaft, vermutlich auch ziemlich fröhlich. Und ganz offensichtlich haben sie dabei vergessen, dass ringsum Menschen wohnen, die um diese Uhrzeit vielleicht schon schlafen möchten. Zum Beispiel der Dorfpfarrer.

Ich kippe auch dieses Fenster und mach auf mich und mein Bedürfnis jetzt gerne schlafen zu wollen zum Ausdruck.

Ein kurzes Kichern. Dann höre ich meinen Namen. «Cavicchini!» Und schon ziehen die drei jungen Damen von dannen.

Die nächtliche Erscheinung ist vorüber. Nur der Dorfpfarrer ist jetzt wach. Hellwach sogar. Und während ich eigentlich nichts lieber täte, als weiterzuschlafen, beginnen in meinem Kopf die Gedanken zu kreisen.

Liebe drei nächtliche Besucherinnen

Falls ihr diese Zeilen irgendwann einmal lesen solltet, dann macht euch bitte keine Sorgen. Ich werde euch jetzt keine nachträgliche Standpauke halten. Ich werde auch nicht verraten, wer ihr seid. Zumal ich mir selbst gar nicht ganz sicher bin, ob ich euch überhaupt alle richtig erkannt habe.

Aber etwas möchte ich euch erzählen. Ihr habt mich heute Nacht nicht nur geweckt. Ihr habt mich zum Nachdenken gebracht.

Über euch. Über mich. Über meine eigene Jugend. Über unser Dorf. Über Freiheit und Rücksichtnahme. Über die schwierige Kunst, erwachsen zu werden. Und darüber, was wir Erwachsenen eigentlich tun können, damit junge Menschen ihren Weg finden.

Und während ich darüber nachdenke, fällt mir auf, dass ihr mir damit eigentlich ein kleines Geschenk gemacht habt. Allerdings eines, das ich um diese Uhrzeit nicht unbedingt bestellt hätte.

Vielleicht kennt ihr das ja auch: Diese Erwachsenen, die immer gleich aus allem eine Geschichte machen müssen. Die einem erklären wollen, wie man sich richtig verhält, was man tun und was man lassen soll. Und dann auch noch ein Pfarrer!

Ich kann mir gut vorstellen, wie ihr jetzt die Augen verdreht. Denn ich war ja selbst einmal jung. Und das ist, wie ich inzwischen feststellen muss, noch gar nicht so lange her. Zumindest fühlt es sich manchmal so an.

Als ich selbst noch durch die Strassen zog

Auch ich bin als Jugendlicher mit Freunden durch die Strassen meiner Stadt gezogen. Wir haben gelacht, herumgealbert, manchmal ziemlich viel Unsinn gemacht. Und selbstverständlich waren wir dabei gelegentlich auch viel zu laut.

Vielleicht ging es uns gar nicht so sehr um den Lärm selbst. Vielleicht wollten wir einfach wahrgenommen werden. Wir wollten dazugehören. Wir wollten gemeinsam etwas erleben. Wir wollten ausprobieren, wer wir eigentlich sind, wie weit wir gehen können und was die anderen von uns halten.

Die Gruppe gab uns Sicherheit. Und manchmal brachte sie uns auch dazu, Dinge zu tun, die wir allein wahrscheinlich niemals getan hätten.

Ich erinnere mich noch gut an eine Episode aus meiner Jugend in Heidenheim. Damals war ich mit Freunden in der Nachbarschaft einer Freundin unterwegs. Offenbar hatten wir uns zu später Stunde derart lautstark bemerkbar gemacht, dass sich ihr Vater veranlasst sah, ein ernstes Wörtchen mit mir zu reden.

Es war kein besonders freundliches Gespräch. Zumindest empfand ich es damals nicht so. Der Mann sprach mit jener Autorität, die ich als Jugendlicher überhaupt nicht schätzte. Ich fühlte mich zurechtgewiesen, vielleicht auch ein wenig blossgestellt. Was hatte er denn? Wir wollten doch nur unseren Spass haben!

Heute sehe ich die Sache anders. Wir hatten unseren Spass. Aber andere Menschen hatten deswegen möglicherweise keinen Schlaf. Und ich war damals offenbar noch nicht besonders gut darin, beides miteinander in Verbindung zu bringen.

Inzwischen bin ich diesem Vater dankbar. Er hatte den Mut, mir eine Grenze zu zeigen. Nicht, weil er mir meine Jugend oder meine Lebensfreude missgönnte, sondern weil zu dieser Lebensfreude eben auch die Verantwortung für andere gehört.

Vielleicht hat es tatsächlich ein paar Jahrzehnte gebraucht, bis seine Worte richtig bei mir angekommen sind. Manche Lektionen brauchen eben ihre Zeit. Und vielleicht muss man erst selbst einmal nachts um halb zwölf von fröhlichen Jugendlichen geweckt werden, um zu verstehen, was die Erwachsenen damals eigentlich gemeint haben.

Die Freiheit jung zu sein

Liebe junge Leute, ich möchte euch eure Lebensfreude nicht nehmen. Ganz im Gegenteil. Ich freue mich, wenn ihr nach Vals zurückkommt, wenn ihr eure Freunde trifft, miteinander lacht und feiert.

Ich freue mich, wenn ihr hinausgeht in die Welt, wenn ihr die Stadt entdeckt, eine Ausbildung macht, neue Erfahrungen sammelt und Menschen kennenlernt, die ganz anders leben als wir hier in unserem kleinen Bergdorf.

Vielleicht merkt ihr dabei, dass Vals nicht der Mittelpunkt der Welt ist. Das ist eine wichtige Erkenntnis. Aber vielleicht werdet ihr eines Tages auch merken, dass die Welt durchaus etwas von Vals lernen könnte.

Denn unser Dorf hat etwas Kostbares, das in der grossen Welt nicht immer selbstverständlich ist. Wir kennen einander. Wir wissen, wer hinter den Fenstern wohnt. Wir begegnen uns auf der Strasse, beim Einkaufen, in der Kirche, im Restaurant oder auf einem Spaziergang.

Natürlich hat das auch seine Schattenseiten. In einem Dorf weiss manchmal jeder etwas über jeden. Und gelegentlich glaubt sogar jeder, alles über jeden zu wissen. Auch das kann anstrengend sein.

Aber es gibt eine andere Seite dieses Zusammenlebens. Wir sind einander nicht gleichgültig. Wenn jemand krank ist, wenn jemand Hilfe braucht, wenn jemand einen Verlust erlitten hat, dann geht uns das etwas an. Und ebenso sollte es uns etwas angehen, wenn jemand schlafen möchte.

Ich wünsche mir, dass diese Rücksichtnahme in unserem Dorf selbstverständlich bleibt. Nicht, weil ich mir ein stilles, langweiliges Dorf wünsche. Sondern weil ich mir ein lebendiges Dorf wünsche, in dem Jung und Alt, Einheimische und Gäste, Familien und Alleinstehende, Fröhliche und Traurige miteinander leben können.

Ein Dorf, in dem Platz ist für das Lachen der Jungen. Aber eben auch für den Schlaf der Alten. Und gelegentlich sogar für den Schlaf eines Pfarrers, der am nächsten Morgen wieder einigermaßen ausgeschlafen vor seiner Gemeinde stehen möchte.

Was haben wir Erwachsenen versäumt

Während ich darüber nachdenke, kommt mir allerdings eine etwas unangenehme Frage. Was haben wir Erwachsenen eigentlich dazu beigetragen, dass junge Menschen lernen, die Grenzen anderer zu respektieren? Und was haben wir vielleicht versäumt?

Ich muss dabei auch an meine eigene Aufgabe denken. Ich bin Pfarrer. Ich unterrichte Religion. Ich begleite Kinder und Jugendliche auf ihrem Weg zum Erwachsenwerden. Vielleicht waren unter meinen drei nächtlichen Besucherinnen sogar junge Frauen, die ich selbst auf ihre Firmung vorbereitet habe.

Wir haben miteinander über den Heiligen Geist gesprochen. Über die Verantwortung, die wir für unser Leben tragen. Über Freiheit, Gewissen und christliche Nächstenliebe. Und jetzt stehe ich nachts am Fenster und frage mich: Ist davon eigentlich etwas angekommen? Habe ich etwas falsch gemacht? Hätte ich manches deutlicher sagen müssen?

Vielleicht. Aber dann erinnere ich mich wieder an meine eigene Jugend. Auch meine Eltern haben mir vieles gesagt, was ich damals nicht hören wollte. Auch meine Lehrer haben versucht, mir etwas beizubringen, das ich erst viel später verstanden habe. Und ganz offensichtlich haben sie es nicht immer geschafft, mich von jeder Dummheit abzuhalten.

Waren sie deshalb schlechte Erzieher? Natürlich nicht. Im Gegenteil. Ich bin ihnen zutiefst dankbar, dass sie sich um mich bemüht haben. Dass sie mir Freiheit zugestanden und zugleich versucht

haben, mir Grenzen zu zeigen. Dass sie mich nicht aufgegeben haben, wenn ich diese Grenzen einmal überschritten habe.

Vielleicht liegt hier ein grundlegendes Missverständnis unserer Zeit. Wir glauben manchmal, gute Erziehung müsse dazu führen, dass junge Menschen möglichst keine Fehler mehr machen. Aber das wäre eine merkwürdige Vorstellung vom Erwachsenwerden.

Denn Menschen sind keine Maschinen, die man nur richtig programmieren muss. Sie sind frei. Und zur Freiheit gehört auch die Möglichkeit, etwas falsch zu machen. Manchmal sogar ziemlich gründlich.

Erziehung besteht deshalb wohl nicht darin, junge Menschen vor jedem Fehler zu bewahren. Sondern ihnen zu helfen, aus ihren Erfahrungen zu lernen. Dazu braucht es Geduld. Und manchmal auch ein klares Wort. So wie damals jenes Wort, das der Vater meiner Freundin mit mir gesprochen hat.

Grenzen setzen aber wie

Es wird heute viel über Erziehung gesprochen. Manche beklagen, dass Eltern und Lehrer den Kindern keine Grenzen mehr setzen würden. Andere wiederum warnen davor, junge Menschen durch zu viele Regeln und Vorschriften einzuengen.

Ich glaube, beide Seiten haben etwas Wichtiges erkannt. Menschen brauchen Freiheit. Aber Freiheit braucht Grenzen. Eine Grenze muss nicht unbedingt etwas Feindliches sein. Sie kann auch etwas schützen.

Meine Wohnung hat eine Tür. Nicht, weil ich alle Menschen von mir fernhalten möchte, sondern weil ich selbst entscheiden können will, wen ich hereinlasse. Meine Zeit gehört mir. Mein Körper gehört mir. Meine Gedanken und Gefühle sind zunächst einmal mein eigener Raum. Und ebenso hat jeder andere Mensch einen solchen Raum.

Wir dürfen einander näherkommen. Aber wir dürfen nicht einfach über den anderen verfügen. Vielleicht beginnt die Achtung vor dem Mitmenschen mit einer ganz einfachen Frage: Darf ich?

Darf ich eintreten? Darf ich dich etwas fragen? Darf ich deine Zeit beanspruchen? Darf ich dir näherkommen?

Und dann müssen wir auch bereit sein, die Antwort zu akzeptieren. Ja, gerne. Oder eben: Nein, jetzt lieber nicht.

Das gilt zwischen Freunden, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau, zwischen Lehrern und Schülern. Und selbstverständlich gilt es auch für einen Pfarrer. Gerade dort, wo Menschen einander begleiten, wo Vertrauen entsteht und persönliche Nähe möglich wird, braucht es ein feines Gespür für die Grenzen des anderen.

Ich finde es übrigens wunderbar, dass unsere deutsche Sprache zwischen «Sie» und «Du» unterscheiden kann. Das «Sie» wahrt zunächst eine gewisse Distanz. Das «Du» schafft Vertrautheit. Beides hat seinen Wert. Und vielleicht sollten wir das eine nicht gegen das andere ausspielen. Denn wir brauchen beides: Distanz, die schützt, und Nähe, die verbindet.

Wir sollten die Grenzen anderer respektieren, ohne uns hinter diesen Grenzen voreinander zu verstecken. Schliesslich möchten wir doch Menschen finden, bei denen wir uns nicht verstellen

müssen. Menschen, denen wir vertrauen können. Menschen, die uns auch dann noch mögen, wenn wir einmal etwas Dummes getan haben.

Und schon bin ich bei der Weltpolitik

Eigentlich wollte ich ja nur schlafen. Aber inzwischen bin ich mit meinen Gedanken ziemlich weit gekommen. Von drei jungen Frauen vor einem Anschlagbrett über meine eigene Jugend bis zu den Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens. Und nun fällt mir auch noch die Weltpolitik ein. Vielleicht sollte ich tatsächlich wieder ins Bett gehen.

Aber ganz so abwegig ist dieser Gedanke nicht. Denn wenn ich mich frage, wie junge Menschen lernen sollen, die Grenzen anderer zu achten, dann muss ich auch fragen, was wir Erwachsenen ihnen eigentlich vorleben.

Was sehen junge Menschen, wenn sie heute die Nachrichten einschalten? Sie sehen eine Welt, in der Mächtige immer wieder Grenzen überschreiten. Staaten beanspruchen Gebiete, die ihnen nicht gehören. Menschen werden vertrieben. Wirtschaftliche Interessen werden über die Bedürfnisse anderer gestellt. Politiker reden von Freiheit und meinen damit manchmal vor allem ihre eigene.

Und auch im Kleinen begegnen wir diesem Verhalten. Menschen nehmen sich Rechte heraus, die sie anderen nicht zugestehen. Sie beanspruchen Raum, Aufmerksamkeit, Geld und Macht, ohne sich genügend zu fragen, welche Folgen das für ihre Mitmenschen hat.

Natürlich wäre es völlig unangemessen, das nächtliche Herumalbern dreier junger Frauen mit solchen Grenzüberschreitungen gleichzusetzen. Darum geht es mir nicht. Aber vielleicht begegnet uns in all diesen unterschiedlichen Situationen eine ähnliche Grundfrage: Wie weit darf ich gehen, wenn meine Freiheit die Freiheit eines anderen berührt?

Und wer bringt uns bei, diese Frage überhaupt zu stellen? Es wäre zu einfach, die Antwort allein bei den Jungen zu suchen. Vielleicht müssen wir Erwachsenen selbst wieder stärker lernen, dass uns nicht alles zusteht, nur weil wir die Möglichkeit haben, es uns zu nehmen. Dass nicht alles erlaubt sein sollte, was sich durchsetzen lässt. Dass Stärke nicht darin besteht, die eigenen Interessen um jeden Preis durchzusetzen. Sondern manchmal gerade darin, auf etwas zu verzichten. Aus Rücksicht. Aus Achtung. Aus Liebe.

Menschen des Lichtes

Während ich diesen Gedanken nachhänge, kommt mir eine Formulierung aus der christlichen Tradition in den Sinn. Wir sollen Menschen des Lichtes sein. Menschen des Tages. Nicht Menschen, die im Dunkeln bleiben und sich vor der Verantwortung verstecken.

Natürlich meine ich damit nicht, dass junge Menschen abends nicht mehr ausgehen dürfen. Und selbstverständlich kann auch die Nacht eine wunderbare Zeit sein. Für Freundschaften, Gespräche, Feste, Musik und das gemeinsame Entdecken des Lebens.

Aber das Bild vom Licht gefällt mir. Denn Licht bedeutet, dass wir sehen können. Dass wir nicht nur uns selbst wahrnehmen, sondern auch die Menschen um uns herum. Dass wir erkennen, wo jemand unsere Hilfe braucht. Wo jemand allein ist. Wo jemand verletzt wurde. Und eben auch, wo jemand seine Ruhe braucht.

Vielleicht ist das eine schöne Beschreibung dessen, was christliches Leben sein könnte: Nicht einfach nur darauf achten, selbst nichts falsch zu machen. Sondern wach werden für den anderen. Wach werden für seine Bedürfnisse, seine Hoffnungen, seine Grenzen.

Und manchmal bedeutet das ganz konkret, dass man vor einem fremden Fenster etwas leiser wird oder von dannen zieht, wenn man merkt, dass man jemanden aus dem Schlaf gerissen hat. Eine kleine Geste. Aber vielleicht beginnt eine menschlichere Welt gerade mit solchen kleinen Gesten.

Was die Firmung damit zu tun hat

Ich denke noch einmal an die jungen Menschen, die ich in den vergangenen Monaten auf ihre Firmung vorbereiten durfte. Wir sprechen bei der Firmung davon, dass der Mensch durch den Heiligen Geist gestärkt wird. Dass er Verantwortung übernimmt. Dass er seinen Glauben nicht einfach als eine Tradition der Eltern weiterführt, sondern allmählich seinen eigenen Weg findet.

Aber was bedeutet das eigentlich im Alltag? Vielleicht viel weniger Spektakuläres, als wir manchmal glauben. Vielleicht zeigt sich die Kraft des Heiligen Geistes gerade darin, dass ein Mensch beginnt, über sich selbst hinauszusehen. Dass er sich nicht mehr nur fragt: Was will ich? Sondern auch: Was braucht der andere?

Dass er den Mut findet, Nein zu sagen, wenn seine Freunde etwas tun, das er eigentlich nicht richtig findet. Dass er um Entschuldigung bitten kann. Und dass er bereit ist, eine Entschuldigung anzunehmen. Vielleicht zeigt sich darin bereits eine erstaunlich grosse menschliche Reife.

Aber ich weiss auch, dass solche Haltungen nicht einfach nach einigen Religionsstunden oder mit dem Empfang eines Sakramentes fertig ausgebildet sind. Der Heilige Geist wirkt offenbar nicht wie ein Schalter, den man einmal umlegt. Und vielleicht ist das auch ganz gut so.

Denn Gott nimmt uns unsere Freiheit nicht ab. Er begleitet uns auf einem Weg. Einem Weg, auf dem wir stolpern, Fehler machen, manchmal wieder von vorne anfangen müssen. Das gilt für Jugendliche. Und genauso für Erwachsene. Für Pfarrer übrigens auch.

Eine kleine Gewissensfrage an mich selbst

Inzwischen muss ich über mich selbst schmunzeln. Denn eigentlich habe ich mich heute Nacht ja auch nicht ganz vorbildlich verhalten. Da werde ich von ein paar jungen Frauen geweckt und bin zunächst einmal verärgert. Das ist verständlich.

Aber dann beginne ich innerlich bereits, über ihre Erziehung, über unsere Gesellschaft und beinahe über den Zustand der gesamten Menschheit nachzudenken. Eine beachtliche Leistung für einen Mann, der eigentlich schlafen wollte.

Vielleicht sollte ich also auch meine eigenen Gedanken etwas zurechtrücken. Drei junge Menschen waren laut. Ich habe das Fenster gekippt und sie darauf aufmerksam gemacht. Sie sind weitergezogen und auch noch meinen Namen durch die Nacht gerufen. Mehr ist zunächst gar nicht geschehen.

Niemand wurde ernsthaft verletzt. Kein grosser Schaden ist entstanden. Und ich habe keinen Grund anzunehmen, dass diese jungen Frauen rücksichtslose oder schlechte Menschen wären. Vielleicht haben sie einfach einen schönen Abend miteinander verbracht und dabei für einen Augenblick vergessen, wie spät es schon war. Das kann passieren. Ich kenne es von mir selbst.

Entscheidend ist wohl weniger, dass so etwas niemals vorkommt. Entscheidend ist, was wir daraus machen. Ob wir darüber nachdenken. Ob wir bereit sind, etwas zu lernen. Und ob wir einander auch danach noch freundlich begegnen können.

Das schlechte Gewissen

Als ich das Fenster kippte, hatte ich den Eindruck, dass meine drei nächtlichen Besucherinnen durchaus verstanden haben, worum es ging. Sie kicherten und zogen weiter. Vielleicht war ihnen die Sache sogar ein wenig peinlich. Und eigenartigerweise tut mir das jetzt schon wieder ein bisschen leid.

Nicht, weil ich falsch gehandelt hätte. Ich durfte durchaus darum bitten, dass es etwas ruhiger wird. Aber ich möchte auch nicht, dass aus diesem kleinen Erlebnis etwas wird, das ihnen lange unangenehm bleibt.

Ein schlechtes Gewissen kann durchaus etwas Gutes sein. Es zeigt uns, dass unser Verhalten nicht ganz zu dem gepasst hat, was wir eigentlich für richtig halten. Aber es sollte uns nicht gefangen nehmen. Es sollte uns helfen, etwas zu verstehen, und uns dann wieder freigeben.

Vielleicht ist das ja auch eine der grossen Stärken unseres christlichen Glaubens. Wir sind mehr als unsere Fehler. Ein Mensch bleibt ein Mensch, auch wenn er einmal etwas falsch macht. Er verliert dadurch nicht seine Würde. Und er verliert auch nicht das Recht, mit Wohlwollen betrachtet zu werden.

Jesus ist Menschen immer wieder auf diese Weise begegnet. Er hat Unrecht nicht einfach gutgeheissen. Aber er hat Menschen auch nicht auf das Unrecht festgelegt, das sie begangen hatten. Er hat ihnen zugetraut, dass sie sich verändern können. Dass sie neu anfangen können. Dass mehr in ihnen steckt als das, was im Augenblick sichtbar wird. Vielleicht sollten wir einander öfter mit diesem Vertrauen begegnen.

Und was ist eigentlich mein Auftrag als Dorfpfarrer

Während ich weiter über diese drei jungen Frauen nachdenke, wird mir plötzlich etwas bewusst. Ich habe mich bisher gefragt, ob sie sich richtig verhalten haben. Ob wir Erwachsenen ihnen genügend Grenzen zeigen. Ob sie gelernt haben, Rücksicht auf andere zu nehmen.

Aber vielleicht ist das gar nicht die wichtigste Frage. Vielleicht müsste ich mich vielmehr fragen: Was kann ich eigentlich dazu beitragen, dass diese jungen Menschen ein gutes Leben finden?

Denn sie stehen gerade an einer entscheidenden Schwelle ihres Lebens. Die Kindheit liegt hinter ihnen. Die Welt der Erwachsenen öffnet sich. Sie entdecken neue Möglichkeiten, neue Freiheiten, neue Beziehungen. Sie machen eine Ausbildung, verlassen vielleicht zum ersten Mal für längere Zeit ihr Elternhaus, begegnen anderen Lebensentwürfen und beginnen, sich ihre eigene Zukunft vorzustellen.

Wer möchte ich einmal sein? Was möchte ich aus meinem Leben machen? Mit wem möchte ich mein Leben teilen? Was macht mich eigentlich glücklich?

Das sind grosse Fragen. Und ich glaube, dass junge Menschen diese Fragen durchaus mit sich herumtragen, auch wenn sie darüber vielleicht nicht gerade nachts um halb zwölf vor unserem Anschlagbrett diskutieren.

Und genau hier beginnt doch eigentlich mein Auftrag als Pfarrer. Nicht einfach darin, junge Menschen auf ihre Firmung vorzubereiten, ihnen ein paar Glaubensinhalte zu vermitteln und sie anschliessend mit einem freundlichen Händedruck ins Erwachsenenleben zu entlassen. Sondern darin, sie auf ihrem weiteren Lebensweg zu begleiten.

Ihnen Orientierung anzubieten. Ihnen zu helfen, die eigenen Wünsche und Sehnsüchte wahrzunehmen. Mit ihnen darüber nachzudenken, was wirklich trägt, was einem Leben Sinn gibt und worauf man sein Glück bauen kann.

Gerade an diesem Wochenende beschäftige ich mich in meiner Predigt mit der Frage, weshalb heute so wenige Menschen heiraten. Weshalb Ehe und Familie in unseren westlichen Gesellschaften zunehmend an Selbstverständlichkeit verlieren.

Auch die Kirche beschäftigt sich intensiv mit dieser Entwicklung. In Rom, in den Bistümern, in theologischen Diskussionen wird darüber nachgedacht, wie Ehe und Familie gestärkt werden können und wie Menschen wieder einen Zugang zu den Sakramenten finden. Das sind wichtige Fragen.

Aber während ich hier nachts in meinem Pfarrhaus sitze, merke ich, dass die Antwort vielleicht viel näher liegt, als ich zunächst dachte. Sie stand vorhin direkt unter meinem Fenster.

Drei junge Frauen, die gerade dabei sind, erwachsen zu werden. Menschen, die vielleicht eines Tages eine Familie gründen, Kinder bekommen, Verantwortung für andere übernehmen werden. Vielleicht werden sie heiraten. Vielleicht werden sie einen anderen Lebensweg wählen. Das weiss ich nicht. Und das muss ich auch nicht wissen.

Aber ich darf ihnen etwas von dem zeigen, was ich selbst für wertvoll halte. Dass Liebe mehr ist als ein schönes Gefühl. Dass Treue und Verlässlichkeit ein Leben reich machen können. Dass Freiheit nicht bedeutet, sich möglichst viele Möglichkeiten offenzuhalten, sondern auch den Mut zu finden, sich für etwas und für jemanden zu entscheiden.

Dass es ein grosses Glück sein kann, sein Leben mit einem anderen Menschen zu teilen, füreinander Verantwortung zu übernehmen und gemeinsam etwas aufzubauen, das Bestand hat. Und dass unser christlicher Glaube für all das eine wunderbare Perspektive eröffnet.

Denn die Sakramente sind ja nicht einfach kirchliche Zeremonien, die man bei bestimmten Gelegenheiten über sich ergehen lässt. Sie wollen unser Leben begleiten und verwandeln. Sie wollen uns helfen, in der Liebe zu wachsen, einander zu verzeihen, Verantwortung zu übernehmen und darauf zu vertrauen, dass Gott uns auf unserem Weg nicht allein lässt.

Vielleicht beginnt eine sakramentale Lebensform deshalb lange vor einer möglichen kirchlichen Hochzeit. Sie beginnt dort, wo ein junger Mensch erfährt, dass er geliebt und angenommen ist. Wo er lernt, selbst zu lieben. Wo er Vertrauen entwickelt. Wo er entdeckt, dass sein Leben eine Berufung sein kann und dass er mit seinen Fähigkeiten und Möglichkeiten etwas Gutes in dieser Welt bewirken darf.

Und vielleicht beginnt meine Aufgabe als Dorfpfarrer gerade damit, dass ich mich für diese jungen Menschen interessiere. Nicht nur, solange sie im Religionsunterricht sitzen. Nicht nur, bis sie gefirmt sind. Sondern auch danach.

Wenn sie in die Stadt gehen, ihre Ausbildung beginnen, neue Freundschaften schliessen, sich verlieben, enttäuscht werden, Entscheidungen treffen und vielleicht manchmal nicht recht wissen, wohin ihr Weg führen soll.

Ich muss ihnen nicht ständig Ratschläge erteilen. Ich muss auch nicht bei jeder Begegnung von Gott, Kirche und Sakramenten sprechen. Aber ich sollte für sie ansprechbar bleiben. Und vielleicht kann ich ihnen durch meine eigene Lebensweise etwas davon zeigen, was ich unter einem guten, erfüllten und christlichen Leben verstehe.

Das ist freilich ein anspruchsvoller Auftrag. Denn ich muss mich dabei auch selbst fragen, ob das, was ich verkünde, in meinem eigenen Leben erkennbar wird. Ob ich wirklich ein Mensch bin, der anderen mit Wohlwollen begegnet. Der zuhören kann. Der sich für das Leben der anderen interessiert. Und der ihnen nicht nur sagt, was sie tun oder lassen sollen, sondern ihnen auch etwas von der Freude und Hoffnung vermittelt, die ihn selbst tragen.

Vielleicht ist das ja die eigentliche Herausforderung für unsere Kirche. Wir beklagen den Rückgang der kirchlichen Hochzeiten, die zunehmende Distanz zur Kirche und den Bedeutungsverlust des christlichen Glaubens. Aber kennen wir eigentlich noch die jungen Menschen, deren Lebenswege wir begleiten möchten?

Wissen wir, was sie bewegt? Was ihnen Angst macht? Wovon sie träumen? Wonach sie sich sehnen?

Vielleicht sollten wir weniger darüber klagen, dass die Menschen nicht mehr zu uns kommen, und uns wieder stärker dafür interessieren, wo sie gerade stehen. Und was wir ihnen dort anbieten können. Nicht als fertiges Lebensprogramm, das wir ihnen überstülpen. Sondern als Einladung. Als Orientierung. Als eine Möglichkeit, das eigene Leben im Licht des Glaubens zu verstehen und zu gestalten.

Und plötzlich wird mir bewusst, dass meine drei nächtlichen Besucherinnen vielleicht gar nicht so weit von meinem eigentlichen seelsorgerlichen Auftrag entfernt sind. Im Gegenteil. Sie gehören mitten hinein.

Sie sind nicht einfach ehemalige Firmanden, die jetzt ihren eigenen Weg gehen. Sie sind junge Menschen unserer Gemeinde, deren Weg mich weiterhin etwas angeht. Nicht, weil ich über ihr Leben bestimmen möchte. Sondern weil ich hoffe, dass sie glücklich werden.

Dass sie Menschen finden, denen sie vertrauen können. Dass sie selbst zu Menschen werden, auf die andere vertrauen können. Und dass sie vielleicht eines Tages entdecken, welcher Reichtum in unserem christlichen Glauben und in den Sakramenten verborgen liegt.

Vielleicht sollte ich also weniger darüber nachdenken, wie ich diese drei jungen Frauen zu mehr Rücksichtnahme erziehen kann, und vielmehr darüber, wie ich sie auf ihrem Weg zu einem guten Leben begleiten könnte.

Und damit bin ich wieder bei der ganz einfachen Frage angekommen, die mich seit Beginn dieser nächtlichen Reflexion beschäftigt: Wie begegne ich ihnen, wenn ich sie das nächste Mal sehe?

Vielleicht beginnt gute Seelsorge ja tatsächlich mit einem ganz unspektakulären Satz: «Schön, bist du wieder einmal in Vals! Wie geht es dir eigentlich?» Und dann nicht gleich die nächste Frage stellen. Sondern erst einmal zuhören.

Wenn wir uns das nächste Mal sehen

Und damit komme ich endlich zu einer ganz praktischen Frage. Wie werde ich den drei jungen Frauen begegnen, wenn ich sie das nächste Mal sehe? Werde ich sie streng anschauen? Werde ich mit erhobenem Zeigefinger an die nächtliche Ruhestörung erinnern? Oder werde ich einfach freundlich grüssen?

Ich glaube, ich weiss inzwischen, was ich tun möchte. Vielleicht sage ich zu einer von ihnen: «Schön, bist du wieder einmal in Vals! Wie geht es dir? Wie läuft deine Ausbildung? Gefällt es dir in der Stadt?» Und dann höre ich zu.

Vielleicht erzählt sie mir etwas von ihrem neuen Alltag. Von Menschen, denen sie begegnet ist. Von Dingen, die sie begeistern, und anderen, die ihr Sorgen machen. Vielleicht erfahren wir dabei voneinander etwas, das uns bisher verborgen geblieben ist.

Und vielleicht kommen wir irgendwann sogar auf jene Nacht zu sprechen. Dann könnte ich ihr erzählen, dass sie mich nicht nur aus dem Schlaf gerissen, sondern auch zu diesem Essay inspiriert hat. Vielleicht lachen wir darüber.

Vielleicht sagt sie: «Entschuldigung, wir haben wirklich nicht daran gedacht, dass wir so laut waren.» Und vielleicht antworte ich: «Schon gut. Ich war früher auch nicht immer leise.»

Damit wäre eigentlich alles gesagt. Eine kleine Grenzüberschreitung. Eine kleine Einsicht. Eine freundliche Begegnung. Und das Leben geht weiter.

Vielleicht ist es genau das, was ich mir für unser Dorf wünsche. Dass wir einander Grenzen zeigen dürfen, ohne uns voneinander abzuwenden. Dass wir einander zurechtweisen können, ohne einander zu demütigen. Dass wir Fehler machen dürfen, ohne deswegen unsere Zugehörigkeit zur Gemeinschaft zu verlieren. Und dass wir uns immer wieder neu begegnen können.

Was ich den Jungen wünsche

Liebe junge Menschen, die ihr gerade dabei seid, eure Welt zu entdecken! Ich wünsche euch von Herzen, dass ihr neugierig bleibt. Dass ihr hinausgeht, Erfahrungen sammelt, Freundschaften schliesst und euren eigenen Weg findet.

Dass ihr euch nicht von jeder Erwartung der Erwachsenen einengen lasst. Dass ihr den Mut habt, Dinge zu hinterfragen. Auch das, was wir euch in der Schule oder in der Kirche erzählen. Denn wir Erwachsenen haben keineswegs auf alles eine Antwort. Und wir machen selbst genügend Fehler.

Aber ich wünsche euch auch, dass ihr Menschen begegnet, die euch Grenzen zeigen. Menschen, die euch nicht einfach nach dem Mund reden. Die euch gelegentlich widersprechen. Und die das nicht tun, weil sie euch kleinhalten wollen, sondern weil ihr ihnen wichtig seid.

Ich wünsche euch Freunde, die euch auch dann mögen, wenn ihr einmal anderer Meinung seid. Und ich wünsche euch die Fähigkeit, euch in andere Menschen hineinzusetzen. In eure Eltern. In eure Lehrer. In eure Nachbarn. Und vielleicht sogar in einen Pfarrer, der nachts um halb zwölf aus seinem Schlaf gerissen wird.

Vor allem aber wünsche ich euch, dass ihr eines Tages sagen könnt: Hier bin ich zu Hause. Hier darf ich sein, wie ich bin. Und hier weiss ich zugleich, dass auch die anderen Menschen ihren Platz haben.

Denn eine gute Gemeinschaft ist nicht einfach eine Gemeinschaft, in der jeder tun kann, was er will. Sondern eine, in der jeder darauf achtet, dass auch der andere leben kann.

Und was ich uns Erwachsenen wünsche

Uns Erwachsenen wünsche ich allerdings etwas ganz Ähnliches. Dass wir die jungen Menschen nicht vorschnell beurteilen. Dass wir ihre Lebensfreude nicht mit Rücksichtslosigkeit verwechseln. Dass wir den Mut haben, Grenzen zu setzen, ohne gleich in Empörung zu verfallen. Und dass wir uns gelegentlich daran erinnern, wie wir selbst einmal waren.

Vielleicht hilft es, wenn wir uns eingestehen, dass auch wir noch immer Lernende sind. Dass wir noch längst nicht alle Grenzen erkannt haben, die wir im Leben beachten sollten. Und dass wir manchmal selbst jemanden brauchen, der uns freundlich, aber bestimmt auf einen Fehler aufmerksam macht.

Erziehung ist schliesslich keine Einbahnstrasse. Auch die Jungen können uns etwas beibringen. Ihre Begeisterung, ihre Offenheit, ihre Fragen und manchmal sogar ihre ungestüme Lebensfreude können uns daran erinnern, dass das Leben nicht nur aus Pflichten, Regeln und Rücksichtnahme besteht. Dass es auch Freude braucht. Und Gemeinschaft. Und manchmal ein wenig Übermut.

Vielleicht besteht die Kunst des Zusammenlebens gerade darin, beides miteinander zu verbinden. Die Freude am eigenen Leben. Und die Achtung vor dem Leben der anderen.



Eine letzte nächtliche Erscheinung

Es ist inzwischen 23.41 Uhr. Mehr als zwanzig Minuten sind vergangen, seit mich drei junge Frauen aus dem Schlaf gerissen haben. Ich sitze noch immer hier und diktiere meine Gedanken. Einer künstlichen Intelligenz. Auch das ist eine bemerkenswerte Erscheinung unserer Zeit.

Früher hätte ich vielleicht ein Tagebuch hervorgeholt, ein paar Zeilen aufgeschrieben oder einfach versucht, meine Gedanken wieder loszuwerden. Heute kann ich sie einem geduldigen elektronischen Gegenüber anvertrauen, das offenbar auch kurz vor Mitternacht noch nicht schlafen möchte.

Und während ich spreche, merke ich, dass sich etwas verändert hat. Der Ärger ist längst verflogen. Was geblieben ist, ist ein Nachdenken. Über meine Jugend. Über Menschen, die mich erzogen haben. Über meine Aufgabe als Pfarrer. Über die Verantwortung der Erwachsenen. Und über drei junge Frauen, die gerade dabei sind, ihr Leben zu entdecken.

Vielleicht war diese nächtliche Unterbrechung also doch eine kleine Erscheinung. Keine übernatürliche, versteht sich. Aber eine jener alltäglichen Erscheinungen, die uns etwas zeigen können, wenn wir bereit sind, genauer hinzusehen.

Ich habe heute Nacht wieder einmal erfahren, wie leicht wir Menschen einander stören können. Aber auch, wie viel aus einer solchen Störung entstehen kann, wenn wir nicht bei unserem ersten Ärger stehen bleiben. Wenn wir versuchen, den anderen zu verstehen. Wenn wir uns selbst hinterfragen. Und wenn wir bereit sind, das Gute zu suchen, das manchmal sogar in einer unangenehmen Erfahrung verborgen liegt.

Vielleicht haben die drei jungen Frauen heute Nacht tatsächlich eine Grenze überschritten. Aber vielleicht haben sie mir auch eine Grenze gezeigt. Die Grenze meiner Geduld. Die Grenze meiner Erwartungen. Und die Grenze dessen, was ich als Pfarrer, Lehrer und Mitmensch durch Worte und Erziehung erreichen kann.

Ich kann andere Menschen nicht einfach zu guten Menschen machen. Das kann niemand. Aber ich kann versuchen, ihnen ein guter Mitmensch zu sein. Ich kann ihnen begegnen. Ich kann ihnen zuhören. Ich kann ihnen etwas zutrauen. Ich kann ihnen gelegentlich widersprechen.

Und ich kann darauf vertrauen, dass das Gute, das wir einander mitgeben, manchmal erst viel später Früchte trägt. Vielleicht ist das ja auch eine jener stillen Wirkungen des Heiligen Geistes, die wir nicht planen und schon gar nicht erzwingen können.

Wir Menschen sind einander anvertraut. Nicht damit wir uns gegenseitig beherrschen oder nach unseren Vorstellungen formen, sondern damit wir einander helfen, freier, verantwortlicher und menschlicher zu werden.

Und vielleicht ist gerade das eine der schönsten Aufgaben, die wir im Leben haben. Einander beim Menschwerden zu helfen. Mit Geduld. Mit Humor. Mit dem Mut, gelegentlich eine Grenze zu zeigen. Und mit der Bereitschaft, einander danach wieder freundlich die Hand zu reichen.

Ich denke noch einmal an den Vater meiner damaligen Freundin in Heidenheim. Ob er wohl geahnt hat, dass seine deutlichen Worte eines Tages, Jahrzehnte später, in einem kleinen Bergdorf in Graubünden wieder auftauchen würden? Vermutlich nicht.

Vielleicht werde ich aber eines Tages einer dieser drei jungen Frauen begegnen, die sich an diese Nacht erinnert. Vielleicht erzählt sie mir dann, dass sie damals tatsächlich etwas verstanden hat. Vielleicht auch nicht. Das ist letztlich ihre Sache.

Für heute jedenfalls bin ich ihnen dankbar. Nicht unbedingt für die nächtliche Ruhestörung. Aber für die Gedanken, die daraus entstanden sind. Und nun wünsche ich ihnen von Herzen einen guten Weg. Durch ihre Jugend. Durch ihre Ausbildung. Durch die grosse, weite Welt. Und immer wieder zurück in unser kleines Dorf.

Wo wir uns hoffentlich auch künftig begegnen werden. Mit gegenseitigem Respekt. Mit Freude. Und mit jener wohlwollenden Nachsicht, die wir alle gelegentlich brauchen. Denn keiner von uns ist schon fertig mit dem Menschwerden. Auch der Dorfpfarrer nicht.

Und der legt jetzt sein Diktiergerät beiseite. Es ist spät geworden. Die drei jungen Frauen sind längst verschwunden. Das Dorf liegt wieder still. Und ich hoffe, dass mich die nächste Erscheinung erst morgen früh erwartet. Am liebsten in Gestalt einer schönen Tasse Kaffee.

Gute Nacht, Vals!

Vals, in einer schlaflosen Nacht im Oktober 2026